

# Die Schweiz und die Weltwirtschaftskrise

Autor(en): **A.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 49

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646500>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

schöne Basislager von Panamik, um über den Sasirpaß ins obere Shyoktal hinunter zu steigen. Zwei harte Tagesmärsche führen durch ein enges Hochtal an den Fuß des Passes. Der oberste Bivakplatz, ein kleines Flecklein Rasen, bereits über Montblanchhöhe, liegt hier inmitten trostloser Wüstenei. Bergriesen, kahle, nackte Felsenungetüme, erheben sich grimmig über zerschundeten Gletschern und anflöphenhaften Moränenwällen.

Eng zusammengedrängt suchen die müden Pferde Wärme und Schutz aneinander. Wortkarg nisten sich die Eingebornen, Kulis und Gora Walas unter erlichen mächtigen Granitblöcken ein. In den Zelten der Sahbs wird's vorzeitig still.

Im Morgengrauen beginnt der Aufbruch, denn oben auf dem 5550 Meter hohen Paß dehnt sich ein weiter Firn. Herrliches Gelände, wenn der Schnee so hart gefroren ist, daß er die schwerbeladenen Tiere trägt, ein endloser Leidensweg, wenn Mann und Roß bei jedem Schritt einsinken. Ein fürchterliches Grab, wenn Sturm und Kälte über die ermattete Karawane fällt.

Wir hatten zur Entlastung der Pferde genügend Pack mit uns und kamen bei gutem Schnee und herrlichem Wetter ohne jede Mühe über den Paß. Doch legten die unzähligen Skelette und halb von Geiern zerkessenen Pferdekadaver grausiges Zeugnis ab für die rohe Brutalität dieses mit Recht gefürchteten Ueberganges.

Im späten Nachmittag schlugen wir unser Lager etwas abseits des üblichen Rastplatzes auf einer hohen Schotterterrasse des Shyoktales auf. Gern überließen wir einer turkestanischen Handelskarawane den Borrang auf das mit Knochen übersäte und stinkende Bivakgelände.

Nach 14 arbeits- und genutzreichen Tagen im Gletschergebiet des oberen Shyok gingen wir die dritte Wegetappe an. Sie führt aus dem Shyoktal über die schier unendliche Hochlandswüste der Aghil Depsangzone ins Karakashtal hinüber und zu der chinesischen Grenzstation von Suget Karaul.

In diesem Wegstück liegt der Karakorumpaß, erheben sich aus einem ungeheuren weiten Hochplateau von ungefähr 5000 Meter mittlerer Höhe die langen Faltenzüge eines juraaähnlichen Gebirges bis zu 6500 Meter empor.

Sie bieten in der guten Reisezeit nicht außerordentliche Schwierigkeiten, sofern man Futter hat für Mensch und Tier und Feuerung und Wasser findet. Und doch ist gerade hier der Weg mit Knochen förmlich vorgezeichnet. Denn häufig überrascht der allzu frühe Wintersturm verspätete Karawanenzüge auf den trostlos leeren, pflanzenlosen Schutt- und Schotterflächen und greift mit kalter Hand so Mensch wie Tier ans Leben.

Wie mag den sturmgequälten Leuten das ferne Suget Karaul als paradiesischer Zufluchtsort erscheinen! Endlich, endlich wieder ein ummauerter Hof, ein schützendes Dach. Endlich wieder Menschen, dienstbereite Menschen. Wärmendes Feuer und Tee! Und für die Pferde Weideplätze!

Freilich ist Suget Karaul nur eine einfache chinesische Grenzstation, im Sommer mit etwas zu hundert Soldaten besetzt, die wacker Latischritt schmeißen und ihre Preußengewehre von 1870 schultern. Wohl auch für kleine Vergehen die erbarmungslose Peitsche spüren. Und doch ist Suget Karaul ein heißersehnter Ruhepunkt in langer, mühevoller Reise.

Wir genossen diese Ruhe, zwar ohne Absicht und Wunsch, zwei volle Wochen lang. Dann ging es weiter, jetzt ohne die Kulis, hin und her durch die glücklicherweise recht harmlosen Fluten des Karakasch, zwei Tagemärsche diesem Fluß entlang, an Kirgisenzelten und -hütten vorüber. Hierauf in scharfem Anstieg nochmals hoch hinauf ins Gebirge, zum schon verschneiten Sanjupaß. Wieder mußten Pack unter die Lasten stehen. Mit erstaunlicher Gewandtheit kletterten sie über steile und vereiste Felsen in die 5300 Meter hohe Lücke empor. Glücklicherweise kamen auch die Pferde

hinüber. Wir selber ebenso, doch nicht, ohne mit stiller Wehmut in das wundervolle Gebirgsland zurückzublicken, das uns seit 140 Tagen tagtäglich neue Wunder offenbarte, und jetzt nach zwei drei Schritten, wer weiß, für immer, hinter einem Zaungrat verschwand.

Und doch waren wir froh, endlich auch diesen Paß hinter uns zu haben, mit jedem Marsch mehr und mehr dem Gebirge zu entrinnen und dafür dem unbekanntem, aber verheißungsvollen und gesegneten Dasenland Ost-Turkestan näher zu kommen.

Noch lag freilich ein langer Abstieg durch ein schier endlos, zuweilen fast ungeheuerlich wildes und enges Bergtal vor uns. Aber was hatten jetzt vier Tagesritte und ein enges Bergtal zu bedeuten! Bald nahm uns die unendlich weite Ebene auf.

Lange, lange bevor wir Sanju erreichten, ward uns die herzlichste Gastfreundschaft zu Teil. Sie dauerte nicht weniger an, nachdem wir diesen freundlichen Flecken, den ersten größeren Ort seit Leh, verlassen hatten und durch das weite Wüsten- und Dasengelände in fröhlichen, zuweilen wohl recht übermütigen Ritten Jarland und dem Winterquartier entgegen strebten. (Fortsetzung folgt.)

## Die Schweiz und die Weltwirtschaftskrise.

Bei der Beurteilung der heutigen Wirtschaftslage der Schweiz heben sich deutlich zwei Marktgebiete hervor, die sich in den letzten Monaten verschieden entwickelt haben: Die Absatzverhältnisse in der Schweiz einerseits und der Auslandsmarkt, also die Exportmöglichkeit andererseits. Entsprechend der sehr verschlechterten Wirtschaftslage des Auslands ist auch unsere Ausfuhr ziemlich stark zurückgegangen. Das bedeutet natürlich geringere Beschäftigungsmöglichkeit unserer für den Export arbeitenden Industrien und ein Anwachsen der Arbeitslosen aus diesen Industrien. Andererseits kann aber auch heute wieder die erfreuliche Tatsache berichtet werden, daß unser Binnenmarkt noch recht aufnahmefähig ist. Das geht besonders aus den neuesten Angaben unserer Außenhandelsstatistik hervor. Der Wert der Einfuhr in die Schweiz belief sich im Oktober auf 233 Millionen Franken und war wiederum um 10 Millionen Franken niedriger als im gleichen Monat des Vorjahres. Dabei ist zu berücksichtigen, daß besonders die Preise der eingeführten Rohstoffe seit einem Jahr stark gesunken sind. Die Einfuhr in die Schweiz ist also trotz der wirtschaftlichen Depression nicht zurückgegangen, sondern hat sich bis jetzt auf der Höhe der konjunkturell günstigen Vorjahre halten können. Besonders auffallend ist, daß die Einfuhr von Fabrikaten auf dem hohen Niveau verharrt. Die Einfuhr von Rohstoffen weist dagegen Rückgänge auf, die nicht mehr ganz dem Preisfall zugeschrieben werden können. Hier zeigt sich auch schon in der Einfuhr der verminderte Eingang von Aufträgen bei unserer Exportindustrie.

Der Wert der gesamten Ausfuhr belief sich im Oktober auf 147 Millionen Franken, gegen 199 Millionen Franken im Oktober 1929, ist also um 52 Millionen Franken oder um 26 Prozent niedriger als vor einem Jahr. Im Export nach den Vereinigten Staaten steht heute die Käseausfuhr weitaus an der Spitze, während früher hier die Uhren die erste Stelle einnahmen. Die Ausfuhr nach Italien ist schon eine Reihe von Monaten in anhaltend ziemlich scharfem Abstieg begriffen. Dagegen war der Export nach Frankreich trotz verminderten Preisen wie schon im September höher als im Vorjahr.

Auch die Berichte vom schweizerischen Arbeitsmarkt, welche das Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit zusammenstellt, lassen für den Oktober die gleiche Zweiteilung der Wirtschaftskonjunktur der Schweiz erkennen.

In den meisten Berufsgruppen des Inlandgewerbes ist die Lage des Arbeitsmarktes noch befriedigend, während sie in der Exportindustrie im allgemeinen wesentlich un-

günstiger ist. Die Strohindustrie macht eine Ausnahme, die jedoch saisonmäßig bedingt ist. Im Oktober hat sich die Zahl der bei den Arbeitsämtern eingeschriebenen Stellensuchenden um 4400 vermehrt, sodaß auf Ende des Monats die Schweiz 15,300 Arbeitslose zählte, 8500 mehr als im Oktober des Vorjahres. Die Zunahme der Arbeitslosigkeit gegenüber dem Vorjahresmonat betrifft in erster Linie die Uhrenindustrie, die Textilindustrie, das Baugewerbe und die Metall- und Maschinenindustrie.

Der Grad der Arbeitslosigkeit ist aber heute noch wesentlich geringer als in den eigentlichen Krisenjahren 1921, 1922 und 1923, wo im Oktober 74, 48 und 24 Tausend Arbeitslose gezählt wurden. Doch wird das Bild dadurch wieder verschlechtert, daß die Industrie heute vielfach statt Arbeiter zu entlassen, die Arbeitszeit gekürzt hat oder nur 3—5 Tage pro Woche arbeiten läßt. So waren in der Uhrenindustrie in den Monaten Juli, August und September in rund drei Fünftel der Betriebe die Arbeitszeit eingeschränkt worden, in der Seiden- und Kunstseidenindustrie in rund zwei Fünftel der Betriebe. Im dritten Jahresquartal wurden von zirka 60% der Betriebe noch ein guter oder befriedigender Beschäftigungsgrad gemeldet, während 40% der Betriebe schlecht beschäftigt waren.

Wenn wir von den Betriebseinstellungen und den Zahlen der Arbeitslosen im Ausland hören, dürfen wir unsere Wirtschaftslage im ganzen genommen noch als befriedigend bezeichnen. Werden doch die Arbeitslosen der Welt vom Internationalen Arbeitsamt für Anfang Oktober auf 12 bis 15 Millionen geschätzt. Heute sind in Deutschland bereits 3½ Millionen Menschen ohne Arbeit. Die Vereinigten Staaten melden offiziell nur drei Millionen Arbeitslose, es dürften aber in Wirklichkeit bedeutend mehr sein. Die englische Handelszeitung „Financial Times“ brachte vor einigen Tagen einen Bericht aus New York. Da wurde darauf hingewiesen, daß wenn die Vereinigten Staaten ihre Arbeitslosen auf die gleiche Art zählen würden wie England, sie auf 10 Millionen Arbeitslose kommen würden und nicht nur auf drei Millionen. Wenn man die 5. Avenue in New York hinuntergehe, so werde man heute zwischen 2 Querstraßen von 3—4 Personen angehalten, die um einige Cents bitten, um sich etwas zum Essen kaufen zu können. Das ist etwas, was nie zuvor der Fall war. Bisher glaubten die Amerikaner, was der übrigen Welt geschehe, würde sie nicht berühren. Jetzt aber fangen sie an einzusehen, daß sie nicht allein prosperieren können, wenn es der übrigen Welt schlecht geht. Sicher kann diese Erkenntnis für die Lösung der Weltwirtschaftskrise nur förderlich sein.

Prof. Böhler, der Vorstand des Betriebswissenschaftlichen Instituts an der Eidg. Technischen Hochschule in Zürich hat kürzlich in einem Referat über die gegenwärtige Wirtschaftslage sehr inhaltsreiche Angaben gemacht. Die Aufschwungsperioden kommen erfahrungsgemäß dadurch zustande, daß sich im Anschluß an irgendwelche technischen Fortschritte, wie etwa des Ausbaues der Eisenbahn, der Einführung der Elektrizität oder des Automobils, die Unternehmungslust plötzlich epidemisch ausbreitet auf immer weitere Kreise von Unternehmungen und Erwerbszweigen, daß die Gewinnmöglichkeiten allgemein überschätzt werden, und auf diese Weise die Wirtschaft sozusagen einen Sprung vorwärts tut. Der Rückschlag wird hingegen dadurch hervorgerufen, daß die Kapitalbedeckung der Wirtschaft für diese Neuentwicklung zu kurz wird und die tatsächliche Nachfrage der erwarteten nicht entspricht, so daß insbesondere eine Überproduktion an Kapitalgütern, Maschinen, Rohstoffen und dergleichen eintritt. Die Konjunkturschwankungen dürfen somit gewissermaßen als die Geburtswehen der wirtschaftlichen Entwicklung betrachtet werden. In den Aufschwungsperioden werden die einzelnen Fortschritte stoßweise in die Wirtschaft eingeführt, in den Depressionsperioden werden die Fortschritte vom Wirtschaftskörper assimiliert.

Nach Prof. Böhler ist nun die Entwicklung der wirt-

schaftlichen Konjunktur in der Nachkriegszeit hauptsächlich hervorgerufen durch die Einführung des Automobils, die Fortsetzung der Elektrifizierung der Wirtschaft, der Rationalisierung, die Ausdehnung der Massenfabrikation und die Mechanisierung der Landwirtschaft. Aber die Entwicklung des Automobils ging zu stürmisch vor sich, die Rationalisierung ist in manchen Ländern ohne genügende Rücksicht auf den Absatz erfolgt, und in der Landwirtschaft besteht ein starker Widerspruch zwischen der Produktionssteigerung und der Nachfrage. Besonders erschwerend ist ferner das Zusammenreffen von Agrar- und Industriekrise, die Sättigung des Bedarfs nach Automobilen, die Ungelöstheit der Reparationsfrage und die Starrheit der Verbraucherpreise. Gleichwohl glaubt Prof. Böhler, daß die Weltwirtschaft die Krise rascher überwinden werde als 1921, vorausgesetzt, daß die Reparationsfrage eine einigermaßen günstige Entwicklung nimmt. Unrichtig wäre es aber, den Anstoß zur Wiederbelebung der Wirtschaft von äußeren Umständen zu erwarten. Was Not tut ist vielmehr eine eingehende Konjunkturbeobachtung und die klare Erkenntnis der Entwicklung der Wirtschaftslage und ihrer Ursachen. Auf Grund dieser Einsicht wird sich dann auch wieder das Vertrauen in die aufbauenden Kräfte des Wirtschaftslebens entwickeln und der Mut zu selbständigem Handeln, der kritische Optimismus einstellen, der zur Wiederbelebung der Wirtschaft notwendig ist.

Dr. A. Sch.

### Advent.

Von Rainer Maria Rilke.

Es treibt der Wind im Winterwalde  
Die Flodenherde wie ein Hirt,  
Und manche Tanne ahnt, wie balde  
Sie fromm und lichterheilig wird,  
Und lauscht hinaus. Den weißen Regen  
Streckt sie die Zweige hin — bereit,  
Und wehrt dem Wind und wächst entgegen  
Der einen Nacht der Herrlichkeit.

## Das Gespräch des alten Wendland mit dem Teufel.

3

Novelle von Marie Diers.

Indessen ließ sich der alte Wendland trotz des Schreckens nicht iremachen und fragte ihn: „Bist du's?“

„Ja“, sagte der Mann. „Ich bin's schon.“

„Weißt du denn, was ich will?“ fragte der alte Wendland.

„So ziemlich wohl“, sagte der rothaarige Timm, und es war das einzige, daß er ein ganz einwandfreies Hochdeutsch sprach, sonst hatte er durchaus die heisere, schmierige Stimme, die der Timm seit seiner Mannbarkeit beah.

„Es handelt sich“, sagte der alte Wendland geschäftsmäßig, „um meinen Enkel und um das Dorf. Und schließlich, da wir hier doch einmal davon reden, um das ganze Land. Ich kann schon was für meinen Preis verlangen, glaube ich.“

„Was für einen Preis?“ fragte der andere.

„Das weißt du nicht?“ sagte Johann Wendland, und er wurde plötzlich mächtig mißtrauisch. „Ich glaube, du bist doch bloß der Timm und weiter nichts und hast mich hier zum Bissen, und ich steh' hier und verliere meine Zeit an solchen Klotz wie dich.“

„Dein Glaube tut nichts zur Sache“, sagte der Teufel. „Ich bin darin nicht pedantisch wie der alte Herr. Ich kann mir übrigens deinen sogenannten Preis, den du so hoch schätze, denken. Das ist der von alters her übliche, mit dem ihr Laien denkt, alles zu schaffen.“